



## **Impressum**

Autor:

Wolf-Uwe Ostermann

E-Mail: [emuseiga122494@fa2.so-net.ne.jp](mailto:emuseiga122494@fa2.so-net.ne.jp)

Verlag:

Dr. Norbert Kessel

Eifelweg 37

53424 Remagen-Oberwinter

Tel.: 02228-493

Fax: 03212-1024877

E-Mail: [webmaster@forstbuch.de](mailto:webmaster@forstbuch.de)

Homepage: [www.verlagkessel.de](http://www.verlagkessel.de), [www.forstbuch.de](http://www.forstbuch.de)

Druckerei:

Druckerei Sieber, Kaltenengers

[www.business-copy.com](http://www.business-copy.com)

In Deutschland hergestellt

© 2014, 2016 Verlag Kessel, Alle Rechte vorbehalten

Das vorliegende Buch ist urheberrechtlich geschützt. Kein Teil darf ohne schriftliche Erlaubnis entnommen werden. Das gilt für alle Arten der Reproduktion.

Werner Hörnemann  
Wolf-Uwe Ostermann

# Abenteuer Korsika

Ein neues Abenteuer der Helden  
aus der Zwiebelstraße

Aus dem Nachlass von Werner Hörnemann,  
Autor des ersten Bandes „Die gefesselten Gespenster“,  
zu Ende erzählt und gezeichnet von Wolf-Uwe Ostermann

Verlag Kessel  
[www.verlagkessel.de](http://www.verlagkessel.de)

Eine persönliche Anmerkung vom Verleger: Ähnlich wie Hörnemann die Geschichte der „Gefesselten Gespenster“ seinem Freund Karlchen Müller erzählt hat, bevor er sie zu Papier brachte, habe ich meinem Freund Wolf-Uwe Ostermann von den Jungs aus der Zwiebelstraße vorgeschwärmt: mein Lieblings-Buch als Jugendlicher, einer meiner Schwestern von Tante Gertrud im Jahr 1968 geschenkt, von mir „dauerhaft ausgeliehen“ und nie zurückgegeben.

Wolf-Uwe Ostermann fand die Geschichte der Jungs mindestens so gut wie ich, er hat sie in Japan, wo er lebt, seinen Kindern vorgelesen.

Eines Tages traf ich mich mit dem Sohn von Herrn Hörnemann, der auch heute noch in Bonn lebt, wir sprachen über ein anderes Buch seines Vaters („Ein Wald geht auf die Reise“), aber natürlich auch über die Gespenster. Dabei erwähnte er, dass sein Vater eine Fortsetzung der Geschichte mit den Jungs (diesmal allerdings ohne Gespenster) begonnen habe, ein Manuskript liege zuhause auf dem Dachboden.

Eines kam zum anderen, ich glaubte zunächst, dass ich die Geschichte selbst fortschreiben könnte: ausgewiesene Expertise glaubte ich zu haben, begründet damit, dass ich die Gespenster in den zurückliegenden 40 Jahren bestimmt schon 30 mal gelesen hatte und selbst als Schüler in Frankreich war. Aber es kam anders, ich fand einfach nicht die Zeit, kreativ zu sein.

So sprach ich mit Wolf-Uwe Ostermann, ob nicht er Interesse, Zeit und Lust hätte ... Und es war ein Glücksfall – für uns alle! Nicht nur, dass er die Geschichte der Jungs mochte, er hatte als junger Mann mit seinen Eltern ein paar Jahre in Frankreich gelebt, so kannte er das „savoir vivre“ der Franzosen aus dem Effeff. Er hat sich auf die Geschichte gestürzt, hat die von Hörnemann begonnenen Handlungsstränge weiterentwickelt, auseinander laufen- und wieder zusammenkommen lassen, dass es eine Freude ist, in diesem neuen und gleichzeitig alten Buch zu lesen. Es riecht wieder nach Käse, Wein und stinkt nach den Abgasen der Autos und Motorräder, überlagert von dem Duft der Macchia auf Korsika. Hinzu kommt sein Talent zum Zeichnen – alle Zeichnungen, auch das Titelbild – sind von ihm.

Wir hoffen alle, dass wir die Geschichte in Erinnerung an Werner Hörnemann gut gemacht haben – ganz in seinem Sinne.

Norbert Kessel

# Inhalt

Einleitung/Vorwort . . . . .	7
Vorgeschichte . . . . .	8
Korsika zum halben Preis . . . . .	19
Persidingsda . . . . .	25
Ein freundlicher Empfang . . . . .	29
Amselpastete . . . . .	37
Der Weg nach Ajaccio . . . . .	52
Jeanette . . . . .	65
Terrot 350 – Schall und Rauch . . . . .	71
Kriegsrat . . . . .	82
Unsichtbar . . . . .	87
Macchia und Bastien . . . . .	95
Noch mal Korsika . . . . .	100
Calvi pur . . . . .	105
Macchia und Mazzeri . . . . .	111
Pläne . . . . .	122
Der Fall des Casanova . . . . .	130
Dreadnought in Aktion . . . . .	138
Wacambo Felsagari . . . . .	143
Vorspiel . . . . .	151
Wenn man die Rechnung ohne den Hund macht . . . . .	157
Beamtenbeleidigung einer Kakerlake . . . . .	166
Plan B mit Whisky statt Gin . . . . .	173
Rechnung inklusive Bedienung und Dolce . . . . .	177
Et le reste . . . . .	186



## Einleitung/Vorwort

Hörnemanns Buch „Die gefesselten Gespenster“ ist nicht nur ein spannendes Jungenabenteuer, bei dem es um die Aufklärung eines unheimlichen Spuks auf Schloss St. Augustin geht, sondern es ist gleichzeitig auch ein engagiertes Plädoyer zum Thema „Mensch sein“, genauer gesagt zum Thema „Was ist Menschlichkeit?“

Können – sollen wir einen Menschen verachten oder respektieren, nur weil er einem bestimmten Volk oder einer bestimmten Gesellschaftsschicht angehört? Sind schlechte Eigenschaften identisch mit den Wörtern „Chinese“ und „Tagelöhner“, gute hingegen mit „Franzose“ und „Industrieller“? Themen, die auch heute noch und wieder aktuell sind.

Hörnemann greift in einen der ethnischen Schmelztiegel der früheren Kolonialmacht Frankreich, die französische Hafenstadt Marseille, und holt von dort seine Helden: André, armenischer Herkunft; Pipin, chinesischer Abstammung aber naturalisierter Franzose; Seppe mit seinen Geschwistern, Italiener; Filou, ein Schwarzer mitsamt seiner senegalesischen Oma, und schließlich René und Maurice, beide Franzosen.

Auch soziologisch schöpft Hörnemann aus dem Vollen: René ist Automechaniker und kommt aus der Arbeiterklasse. Maurice hingegen ist der Sohn eines erfolgreichen Fabrikanten, also obere Gesellschaftsschicht. Daneben gibt es noch weitere Hintergrundfiguren, deren Namen auf ihre Herkunft hinweisen: die Wassilies, Russen, Madame Achmed – Algerierin? – und Pylades Gregoriades, Grieche.

Mensch zu sein bedeutet nicht zwangsläufig auch Menschlichkeit zu besitzen. Man muss seine inneren Schweinehunde erkennen und besiegen, seine Gedankenlosigkeit in Bewusstheit, Rücksichtnahme und Mitgefühl für seine Mitmenschen verwandeln – das ist ein dicker, roter Faden, der, parallel zur Haupthandlung, den Roman Hörnemanns durchzieht.

Wenn wir diesen Charakteren nun zwei Jahre nach ihrem ersten Abenteuer wieder begegnen, haben sie sich inzwischen verändert. Man kann sie eigentlich nur verstehen, wenn man, wenigstens in groben Zügen, mit ihrer Vorgeschichte und ihrem Werdegang vertraut ist.

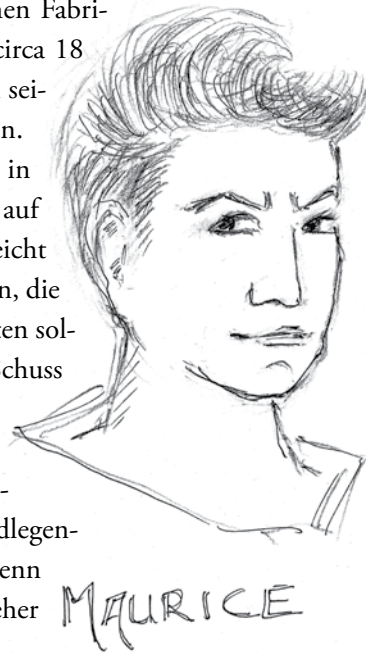
Deshalb an dieser Stelle eine kurze Vorstellung unserer Protagonisten.

# Vorgeschichte

## Maurice Dupont

Maurice, 21, ist Franzose und Sohn des erfolgreichen Fabrikanten Dupont Senior für Sicherheitsnadeln. Mit circa 18 Jahren entscheidet Maurice, nicht in die Fußstapfen seines Vaters treten zu wollen, sondern Maler zu werden.

Sein Vater reagiert zunächst wie es die meisten in der Geschäftswelt etablierten und realistischen Väter auf die „Flausen und fixen Ideen“ ihrer Söhne tun: er streicht jegliche Unterstützung, um so die Realität zu schaffen, die seinen Sohn zur Einsicht bringen soll. Wie die meisten solcher Väter muss er die Erfahrung machen, dass der Schuss nach hinten losgeht: Maurice lässt sich nicht klein kriegen und landet in einem der ärmeren Viertel von Marseille, in der Zwiebelstraße, wo er die Bekanntschaft der Jungs – und dabei gleich eine grundlegende Erfahrung in Sachen Menschlichkeit – macht: wenn man wirklich in Not ist, helfen einem die Armen eher als die Reichen.



André, Schuhputzer, gewährt Maurice Unterkunft und teilt sein spartanisches Zimmer mit ihm; Filou, der jeden verdienten Franc seiner Oma abliefern muss, hält ihn mit seinen Ambassadeur-Stullen (auf die wir gleich noch zu sprechen kommen) am Leben, kurzum, die Ärmsten der Armen geben ihm ein Dach über dem Kopf, ein Bett zum Schlafen und das tägliche Essen.

Im Verlauf des Abenteuers erkennt Maurice, dass durch sein bislang behütetes und sorgenfreies Leben die sozial schlechter Gestellten in den toten Winkel seines Lebensspiegels geraten sind. Filou, zum Beispiel, ist Analphabet, weil seine senegalesische Oma (als Alleinerzieherin) Schulbildung für unnütze Zeitvergeudung hält. Maurice entdeckt seine Verantwortung und bringt Filou Lesen und Schreiben bei. Ebenso versucht er André auf den rechten Bildungsweg zu bringen. Na ja, und außerdem ist er so etwas wie der ruhende, moralische Pol. Er weiß, dass man die wichtigsten Dinge im Leben nicht mit Geld kaufen kann: Anstand, Ehrlichkeit, das unbestechliche Wissen um Gut und Böse. Allerdings, praktisch veranlagt ist er nicht ... wirklich gar nicht, da kann er von den Jungs noch jede Menge lernen.



Nun ist er also 21 Jahre alt, mit seiner Malerei geht es aufwärts, und dieser Tage pendelt er zwischen St. Augustin und Marseille; St. Augustin für kreative Malferien und Marseille zum Verkaufen seiner Bilder.

In der Zwiebelstraße ist er fester verankert denn je, denn er hat dem alten Gregoriades seinen tot geglaubten Sohn Gustave zurück ins Haus gebracht.

Nun gut, nicht er allein, sondern gemeinsam mit den Jungs und dem Grafen des Schlosses St. Augustin, aber er war doch letztlich derjenige, der Gustave unter der Verkleidung des gräflichen Chauffeurs namens Gaston erkannt und überredet hat, nach Hause zu kommen.

Seitdem ist Maurice von Gregoriades adoptiert, nicht amtlich, nein, viel bindender: seelisch!

### **André Bourian**

Fahren wir fort mit André Bourian, Armenier, derzeit 18, aber mit 16 rasselt er in das Gespenster-Abenteuer. Hoch aufgeschossen, schlaksig und der erfolgreichste und bemüht vornehmste Schuhputzer seines Viertels in Marseille.

Ehrgeizig und fleißig strebt er nach Höherem, und schon früh ist ihm klar, dass solches leichter durch ein vornehmes Äußeres und entsprechende Manieren zu erreichen ist. In Bezug auf seine „Bildung“ geht er jedoch recht wahllos und chaotisch ans Werk: von seinen Kunden, zu denen Börsenmakler, Anwälte und Ärzte gehören, schnappt er Redenwendungen auf, die er nur selten im richtigen Zusammenhang gebraucht, und wenn, dann hören sie sich aus seinem Mund furchtbar gespreizt und unnatürlich an. Auch das auswendig gelernte Lexikonwissen findet ebenso selten korrekte Anwendung, und hinzu kommen jede Menge halbverdauter, unverständener Fachausdrücke, die er zudem durch falsche Aussprache massakriert. Kein Wunder also, wenn er mit dieser Scheinbildung „à la will und kann nicht“ regelmäßig auf den Bauch fällt. Laut René ist er das einzige Kamel, welches Lateinisch spricht, was man auch so formulieren könnte: „wozu braucht ein Kamel Latein“ ... und umgekehrt.

André muss bei dem Gespenster-Abenteuer die meisten Federn lassen, am meisten lernen, also an sich selber arbeiten. Sein Ehrgeiz verleitet ihn dazu, die falschen Prioritäten zu



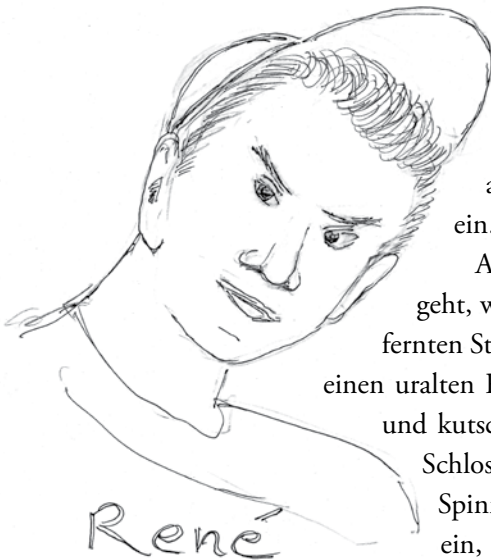
setzen: Geld vor Freundschaft, als er nämlich von Herrn Baharoff die von allen verachtete Belohnung alleine abkassieren will. Aber weil er ein gutes Herz hat, erkennt er seinen Fehler und macht ihn wieder wett.

Ein paar Unarten sind jedoch geblieben: er hält sich schnell für etwas Besseres und sieht schon mal ganz gerne, und oft, den Splitter im Auge des Anderen ... das Floß im eigenen ... na, ja, schweigen wir darüber, es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen und erst recht kein menschlicher Mensch.

Noch immer strebt er verkrampft nach Höherem. Immerhin ist er derzeit Repräsentant – das Wort Vertreter hört er gar nicht gern – einer Elektrofirma für Radios und Tonbandgeräte.

In einer Hinsicht kann ihm keiner das Wasser reichen: im Handeln und Feilschen, da ist er in seinem Element. Momentan fühlt er sich als Boss, zumindest René gegenüber, der für ihn den Chauffeur spielt.

### René Forgeron



René, 20, hat es in seinem Namen, den Umgang mit Metall, allerdings nicht als Schmied. Er ist Automechaniker mit Leib und Seele, aber da die Seele bekanntlich weit ist, passt da auch noch ein kleiner Hof mit Weinanbau hinein.

Als es in besagtem Gespensterabenteuer darum geht, wie die Jungs von Marseille zum ca. 100 km entfernten St. Augustin gelangen, lüchelt er seinem Chef listig einen uralten Renault Baujahr 1920 ab, macht ihn fahrbereit und kutschiert die Bande damit – auf Umwegen – zum Schloss. Das Auto geht unter dem Spitznamen „Die Spinne“ und „Die grüne Hölle“ in die Geschichte ein, und es ist auch im zweiten Buch mit von der Partie, denn es dient André und René als fahrbarer Un-

tersatz während ihres Korsika-Abenteuers.

Mittelgroß, breitschultrig, rothaarig und stark wie ein Bulle ist er, der René! Dazu ein „Temperament wie Brausepulver“. Wenn er rot sieht, „rollt er die Augen wie ein Gorilla“, hält sich ansonsten aber für den „friedlichsten Menschen den er kennt“.

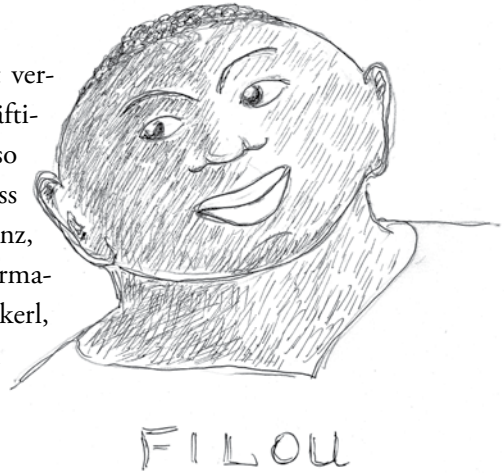
René hat immer einen gesunden Hunger – all die Muskeln müssen ja gefüttert werden – deshalb ist gutes Essen das Mittel der Wahl, ihn bei Laune zu halten. Da er genauso gerne

fährt wie er an den Autos bastelt, hat er sich André angeschlossen, der als frischgebackener „Repräsentant“ natürlich mit einem hauseigenen Chauffeur Eindruck schinden möchte.

Wenn André meint, er müsste mit seinem vornehmen Getue mal wieder Nerven sägen, dann ist er bei René am Richtigen: der stutzt ihn mit ein paar groben Sätzen wieder auf das rechte Maß zusammen. Die beiden geraten also regelmäßig aneinander, aber nie ernsthaft, denn schließlich haben beide ein gutes Herz. Wenn René Dampf ablässt, werden bei André im Oberstübchen die Tassen gewaschen und ALLE zurück in den Schrank gestellt ... und dann geht es wieder eine Weile gut zwischen den beiden.

### **Filou Wacambo**

Nein, ich habe die Ambassadeur-Stullen nicht vergessen, da müssen wir uns jetzt mit Filou beschäftigen. Filou ist ein Schwarzer, und er war mit 15 so dick, Verzeihung, so breit wie hoch, also ein Fass von 1,60 x 1,60 m. Na ja, vielleicht nicht ganz, aber doch so ziemlich. Sein Vater war Tambourmajor der Polizeikapelle von Marseille, ein Mordskerl, 2,13 m mit Kleiderschrankschultern, aber dann ist er mitsamt Familie nach Paris versetzt worden, nur Filou muss bei seiner Oma bleiben, damit die alte Dame nicht alleine ist.



Alte Dame ... hm, in der Zwiebelstraße führt sie den Spitznamen „das Pulverfass“ – vom Fass hat Filou etwas mitbekommen, vom Pulver nicht – knallhart und resolut, und, leider, in Besitz einiger Ansichten, die sie zwar nach ihrem besten Wissen und Gewissen Filou aufzwingt, die ihm jedoch nicht immer zum Besten reichen. Zum Beispiel hält sie Schulausbildung für nutzlose Zeitvergeudung, weshalb Filou weder lesen noch schreiben kann. Seinen Verdienst als Küchenhilfe im Ambassadeur-Hotel muss er bis auf den letzten Sou bei ihr abliefern, denn, so Omas Kommentare, „schnöder Mammon verdirbt den Charakter“ und „alles Irdische ist eitel“.

Sie selber rührt das Geld nicht an, aber mit solchen Sprüchen muss einiges am Leben eines Fünfzehnjährigen vorbeigehen. Filou ist eine gute Seele, er liebt seine Oma, und sie kümmert sich um ihn.

Ach ja, die Stullen, also die sind das erste Geheimnis, das Filou vor seiner Oma hat und hütet. In der Küche des Hotels sammeln sich täglich die Überreste der Schlachten ums kalte Büffet, und aus denen macht Filou seine ungewöhnlichen Stullen: da kommen schon mal Ölsardinen mit Rührei oder Schinken mit Marmelade zusammen aufs Brot. Die Stullen

macht er natürlich heimlich und packt sie in seinen Leinenbeutel wenn gerade keiner hinschaut. Manchmal kann er sie zu Geld machen, oft bekommt sie Stinker, sein Hund ... oder Maurice, damit der nicht verhungert. Leider ist Stinker das einzige Opfer im Gespensterabenteuer, er wird von einer Schlange gebissen, aber am Ende bekommt Filou vom Grafen den jungen Neufundländer Castor geschenkt, der, Trostpflaster für die Seele, „genauso guckt wie Stinker“.

Filou macht nach diesem Abenteuer die größte Wandlung durch. Schon als der Graf ihn zu Hause abgeliefert, merkt die Oma, dass die widerspruchslosen Zeiten vorüber sind.

„Ich je zua Schule, ich will nich weita doof bleibn“, verkündet Filou als erstes. Oma versucht es mit dem Pulverfass, aber Filou kappt die Lunte mit den Worten: „Ich kann au wieda zu meine Freunde nach Ajustin jehn“, und das meint er auch so. Nee, das will die Oma nicht.

Tja, nun hat sie einen – angehenden – Mann im Haus, und ... sie schickt sich.

Filou geht ab sofort zur Abendschule, Geld dafür ist nach der gräflichen Belohnung genug da, und tritt einem Judoclub bei, zunächst sehr zum Leidwesen der übrigen Mitglieder.

„Ich steh wien Fels“, lautet seine Devise. Felsen kann man schlecht auf die Matte legen, und wenn man es doch einmal schafft, rollt Filou wie ein Stehaufmännchen zurück auf seine Beine, oder kullert den anderen auf ihre Füße ... autsch! Nach dem ersten Wettkampf gegen den Rivalenclub ist aber alles in Butter, schließlich gönnt man dem Gegner, was man selber hasst.

Filou arbeitet weiterhin im Ambassadeur und dort merkt man ebenfalls bald, dass er neuerdings auch seine grauen Zellen füttert, da vertraut man ihm schon mal andere Arbeiten an.

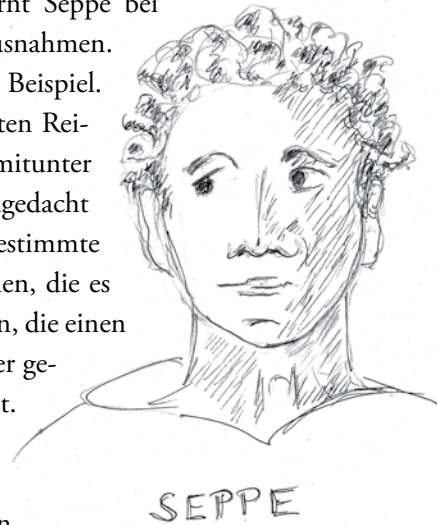
Filou träumt davon Musiker zu werden, nach der Schule versteht sich. Seine Freunde besucht er alle zwei Monate für ein Wochenende in St. Augustin.

Heuer ist er 17, hat den Blaugurt im Judo und noch ein halbes Jahr Abendschule vor sich. Castor, der Neufundländer, ist ein richtiger Brocken geworden, und Filou befindet sich im berüchtigten Schuss: er wächst seinem Vater nach.

## **Seppe Palotti**

Eigentlich Seppe, Tista und Co. Mit 15 spielt Seppe Palotti – die Palottis und Co, das sind Seppes fünf Geschwister zu denen auch sein Bruder Tista gehört, sind Italiener – also mit 15 spielt Seppe gut Gitarre und stiehlt noch besser. Ja, er ist ein Naturtalent: er stiehlt so gut, dass er es selber gar nicht merkt, und sich mit unschuldiger Engelsmiene, wie ein Engel sieht er nämlich trotz seinen Schmalzlocken und kohlschwarzen Augen aus, darüber wundert, was sich da mit einem Mal alles in seinen Hosentaschen anfindet, eben Dinge, die ihm nicht gehören.

Grundsätzlich ist Stehlen schlecht, das lernt Seppe bei dem Gespensterabenteurer, aber ... es gibt Ausnahmen. Die reichen Bösen und die guten Armen zum Beispiel. Robin Hood. Andererseits gibt es auch die guten Reichen und die armen Bösen, was die Dinge mitunter verkompliziert. Darüber hat Seppe viel nachgedacht und ist zu dem Schluss gekommen, dass man bestimmte Dinge sogar stehlen muss: das Leben, von denen, die es einem nehmen möchten; die Freiheit, von denen, die einen versklaven wollen; die eigene Lebenszeit, aus der gesellschaftlichen Maschinerie, die sie uns stiehlt. Gut, das sind hochphilosophische Gedanken, aber alles hat auch seine praktische Seite, und deshalb trainiert Seppe weiterhin nebenbei sein Naturtalent.

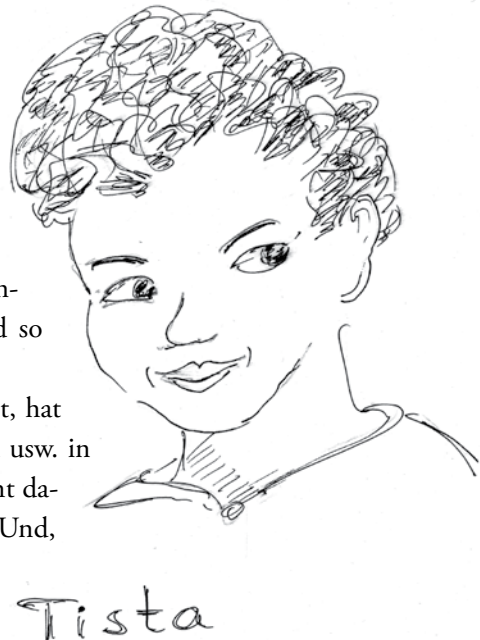


Nun ist er 17 und schnurrt gerade auf einer durch und durch anständigen Erfolgsschiene. Er arbeitet in der kleinen Spielzeugfirma des Grafen auf St. Augustin, und dort hat er Pap und Pep konstruiert, zwei aufziehbare Äffchen, von denen der eine dem anderen in die Tasche greift und ihm den Aufziehschlüssel klaut. Das Duo ist ein Verkaufsschlager geworden, und Seppe kann jeden Monat ein hübsches Sümmchen nach Hause in die Zwiebelstraße schicken, wo der Traum einer eigenen Kneipe für die Palottis langsam in greifbare Nähe rückt.

### **Tista Palotti**

Tista, sieben, geht inzwischen zur Schule, und das vor allem weil Seppe es so will – Filous früheres Analphabetentum war ein heilsamer Schock für ihn. Tista ist damit einverstanden, denn was sein geliebter Bruder sagt, wird so gemacht, basta.

Wenn Seppe auf Besuch nach Hause kommt, hat er immer diverse Zahnrädchen, Federn, Wellen usw. in den Hosentaschen, und zu Tistas Freude entsteht daraus irgendetwas das krabbelt, hopst oder fährt. Und, das Schönste: er darf es hinterher auseinandernehmen, da lernt man quasi nebenbei, wie die



Dinge funktionieren. Gerade gestern hat er zum ersten Mal mit seinen kleinen, flinken Fingern das Auto, welches er zuvor zerlegt hatte, wieder zusammen bekommen. Ganz alleine. Ohne Seppes Hilfe.

„Mensch Kleiner, du bist ein Ass“, hatte Seppe ihn gelobt.

Auf so'n großen Bruder, da lässt man nix drauf kommen!

### **Pipin Hiernoymus Wang**

„P. H. Wang, 15 Jahre alt, Chinese. Hat nur dann einen Beruf, wenn er unbedingt Geld braucht. Über seine Herkunft weiß man nichts, weil er wenig redet. Er trabt im Rikschastil und wohnt wie Filou bei Quinquaille.“

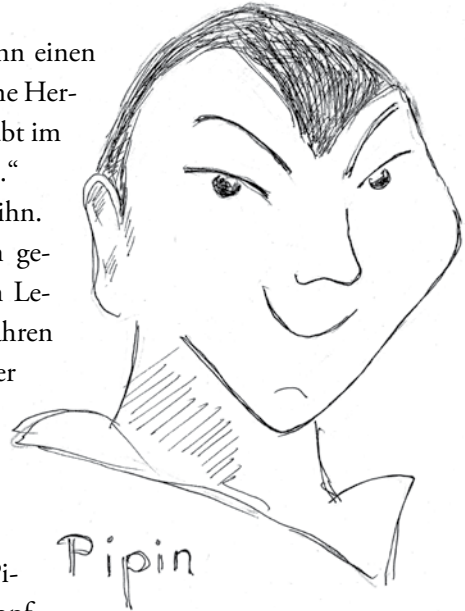
Nun, inzwischen wissen wir doch mehr über ihn.

Das Kind chinesischer Eltern, aber in Lyon geboren, war das Leben bis zu seinem vierzehnten Lebensjahr nicht gerade nett zu ihm. Mit sechs Jahren Vollwaise, nahm sich M. Péricault seiner an; der war früher Botschaftsangehöriger in Peking gewesen, hatte Pipins Eltern mit nach Frankreich gebracht, wo Pipins Vater für ihn als Koch arbeitete.

Bis zu seinem zwölften Lebensjahr bekam Pipin zwar zu essen, hatte ein Dach über dem Kopf und dazu noch einen Hauslehrer, aber weniger Zuwendung als die chinesische Vasensammlung des Herrn Péricault. Als der starb, räumte die Verwandtschaft Pipin, der eigentlich alles erben sollte, aus dem Weg, indem er zu einem Weinhändler in die „Lehre“ gegeben wurde. Es wurde eine Lehre dessen, was Unmenschen Kindern antun können: Pipin wurde regelmäßig halb tot geschlagen, durfte dabei pro Tag vierzehn bis sechzehn Stunden Schwerstarbeit leisten und war die „faule, gelbe Bestie“ ... und das im zarten Alter von zwölf bis vierzehn Jahren.

Mit vierzehn riss er, wieder einmal halb tot geschlagen, aus, wurde von der Polizei aufgegriffen und kam in ein Obdachlosenheim der Johannis-Brüder. Die pflegten ihn gesund, vermittelten ihm eine Stelle als Zeitungsjunge und besorgten ihm das billige Zimmer bei Madame Quinquaille, wo auch Filou mit seiner Oma lebt.

Pipin hat den geschmeidigen, ausdauernden und drahtigen Körper einer Straßenkatze – man sieht ihm nicht an, dass er eine ganze Menge wegstecken kann, nun ja, bei zwei Jahren täglichen Prügeleinheiten plus Schwerstarbeit ... Wie alle, die die Straße erzieht, ist er für sein



Alter weise: er hört viel, nicht nur mit den Ohren; er sieht viel, nicht nur mit den Augen, und er behält fast alles für sich. Aber wenn er mal was sagt, dann sollte man in der Tat zuhören.

Eines weiß er besser als alle anderen: ein Zuhause ist nicht nur ein Dach über dem Kopf, ein Bett zum Schlafen und das tägliche Essen, nein, so richtig zu Hause ist man dort, wo man Freunde hat, da kann man schon mal im Freien auf blankem Boden schlafen und hungrig gehen.

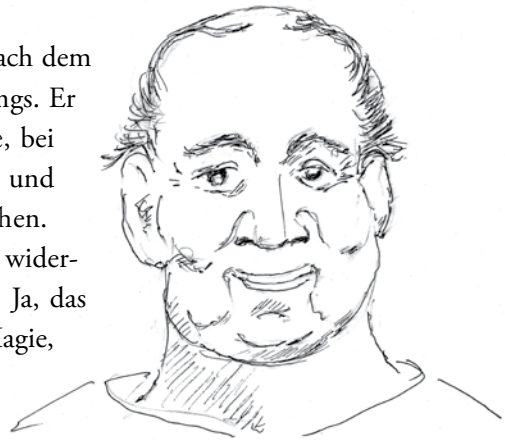
Glücklicherweise muss er das, mit seinen nunmehr siebzehn Jahren, nicht, denn er arbeitet wie Seppe für den Grafen auf St. Augustin. Was halt so anfällt: im Garten, Botengänge, Spielzeug einpacken ... und kochen, aber letzteres ist keine Arbeit für ihn, sondern sein Vergnügen. Und kochen, das kann er wirklich! Die Wochenenden hält er sich meist frei, fährt oft mit Maurice nach Marseille zu Filou, und besucht auch die Palottis, wenn Seppe nicht kommen kann. Bei Tista steht er nach Seppe an zweiter Stelle, denn „Pip“, wie er ihn liebevoll nennt, ist immer voll für ihn da, will meinen: er beschäftigt sich nicht mit „dem Kleinen“, nein, er ist mit Tista zusammen wie das Eigelb mit dem Eiweiß.

### **Pylades Gregoriades**

Der ist zwar nicht mehr jung, aber gehört, nach dem Gespenster-Abenteuer, untrennbar zu den Jungs. Er ist der frühere „Herrscher“ der Zwiebelstraße, bei dem alle Anlieger auf Kredit kaufen können, und somit flach oder tief bei ihm in der Kreide stehen.

Dem alten Gergoriades ist ein Wunder widerfahren, und das hat ihn total umgekrempelt. Ja, das Glück des Herzens, das ist eine so gewaltige Magie, dass sie es sogar bis in unser volltechnisiertes Jahrhundert geschafft hat. Einen Tag nach Gustavs Rückkehr hat Gregoriades allen Bewohnern der Zwiebelstraße ihre Schulden erlassen, und einen Monat später hat er ein kleines, gemütliches Kafenio eröffnet, einfach so, aus lauter Glück, und das sprudelt immer noch. Die Anlieger schlürfen hier ihren Mocca für den halben Preis, Rentner bekommen ihn gar umsonst. So etwas zieht Kreise.

Ein Kafenio, eben ein griechisches Café in der Zwiebelstraße, mit einem, die Lebensfreude aus jeder Pore tiefenden, griechischen Patron, na, da zählen mittlerweile nicht wenige



Gregoriades

seiner Landsleute zur Stammkundschaft, und von dieser griechischen „connection“ werden wir noch hören.

Alle Jungs sind, wann immer sie in der Zwiebelstraße auftauchen, Ehrengäste bei Gregoriades, und wehe, sie vergessen einmal bei ihm vorbei zu schauen! Dann gibt es zur Strafe die dreifache Portion Kuchen, und die muss unter seinem strengen und beleidigten Blick bis auf den letzten Krümel verputzt werden.



So, nun sind wir eigentlich so weit, um in das neue Abenteuer einzusteigen, aber davor müssen wir doch noch einmal Stimmung tanken.

Die Geschichte spielt „zwei Jahre später“, und das wäre das Jahr 1962, und das wiederum bedeutet: keine PCs, kein Internet, kein Handy.

Stellen Sie sich das einmal vor: da haben die Leute sich im Restaurant noch mit ihrem Gegenüber unterhalten, statt in dessen Gegenwart – und während die Suppe kalt wird – mit nicht anwesenden Dritten so lautstark Gespräche zu führen, dass die Nebentische auch gleich noch erfahren, welchen Bikini die teure Freundin gerade erstanden hat.

Da konnte man junge Menschen noch ganz entspannt auf dem Bürgersteig laufen sehen, anstatt an handyverkrümmten Statuen vorbei zu gehen. Da konnte man sich noch mit ein paar Stunden Lektüre vergnügen, anstatt sich im fünf Minuten Facebook-Takt die noch verbliebenen Nerven zu ruinieren.

Da bedeutete das Wort privat noch ... privat. Das haben wir heute, bei aller Internetöffentlichkeit unserer Person schon vergessen, was das einmal war: privat.

Hörnemann hat was dran gelegen, also lassen Sie es uns bitte ganz ernst nehmen, und zu diesem Zweck die Zeitmaschine besteigen, und mit ihr ins Jahr 1962 düsen. Richtig, Ihr Handy lassen Sie bitte hier, im Jahr 2014; Facebook muss eine Stunde ohne sie auskommen und Ihren Computer stellen Sie auf „stand-by“, es wird nicht so lange dauern.

Wenn Sie gleich Namen von Personen und Dingen hören, die Ihnen unbekannt sind, dann googeln Sie die nach Ihrer Rückkehr. Sie werden da ein paar sehr interessante Entdeckungen machen.

1962, das war ein Jahr, bevor die Beatles ganz groß rauskamen, und die Welt-Popszene ins Rollen brachten. Es war auch ein Jahr vor dem Tod Edith Piafs, der wohl größten, französischen Chansonsängerin aller Zeiten.

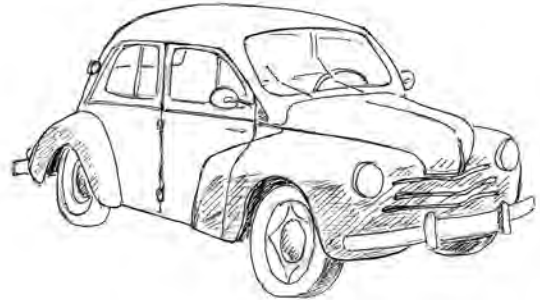


Elvis Presley war vom Rock and Roll auf die weiche Schmusewelle gekommen: „Are you lonely tonight“ durfte auf keiner Party gegen Mitternacht fehlen. In Frankreich haute Johnny Hallyday auf den Rockerputz, aber auch er schaffte nicht, was Edith Piaf im Bobino, der legendären Musikhalle von Paris, vormachte: ohne Mikrofon schmetterte der 1,56 m kleine „Spatz von Paris“ ihre unsterblichen Chansons bis in die letzte Sitzreihe.

Wer kennt heute noch die Compagnons de la Chanson, ein Männerchor, der 1959, 60 und 61 die ersten Plätze der französischen Hitliste belegte?

Charles Aznavour, Jacques Brel ... ach, damals machte man noch Musik und nicht Krach.

Schauen wir uns mal auf den Straßen um. Die Renaults Renault 4 CV, so käferig knuffig wie bei uns der VW-Käfer, stellten den Hauptanteil der damaligen Taxiflotte in den Großstädten, also auch in Marseille. Dann sah man noch häufig den 203 Buckel-Peugeot – da konnte man fast aufrecht ein- und aussteigen. Ende der sechziger Jahre soll die englische Queen auf die Frage, weshalb denn in ihrer Autoflotte, bitteschön, kein Mercedes 600 sei, geantwortet haben:



Renault R 4

„Da muss ich mich beim Einsteigen zu sehr bücken.“ Das hätte sie beim Peugeot 203 bequemer und billiger haben können.

1962 sehen wir in Frankreich noch den „schwebenden Schwan“, Citroën Traction Avant, und seinen futuristischen Nachfolger, den „schnellen Hirsch“, Citroën DS gemeinsam über die Straßen rollen. Der Simca Chambord äffte die dicken Amischlitten nach ... irgendwie und irgendwo hatten die Franzosen schon immer eine Schwäche für die Amerikaner.

Nein, sagen Sie? Hallo – woher haben die USA denn ihre weltbekannte Statue of Liberty, na? Eben drum. Aber zurück zum typisch Französischen, der Wellblech 2CV, sprich deux chevaux, mit Krückstockschaltung. Wenn man die nach dem zweistündigen Mittagessen mit einem Liter Tafelwein intus in die Kurve trat, dann segelte sie wie ein ausgelatschter Turnschuh, manchmal noch auf der Straße, manchmal halb auf dem Bürgersteig, auf flüchtende Passanten zu.

Damit sind wir beim Essen – natürlich nicht die Passanten, die konnten entkommen.

Es gab sie noch, die „Relais de la Poste“ oder „Rendezvous des Chauffeurs“, jene schnuckeligen Restaurants, meist Familienbetriebe mit ausgezeichnete Küche, wo man mittags für 10 Francs ein Drei- oder gar Vier-Gänge-Menu bekam, dazu soviel Baguette wie man wollte, und alles reichlich, nicht kleinlich. An die Francs müssen Sie sich gewöhnen, lieber Leser,

denn 1962 gab es noch keinen Euro, dafür aber alte (anciens) und neue (nouveaux) Francs. Die alten hatten einfach zwei Nullen zuviel, damit machten die neuen Schluss: 10000 alte Francs waren dasselbe wie 100 neue Francs, aber 1962 war beides noch im Umlauf, was nichts für kopfrechenschwache Köpfe war. Also für die Francs, wir nehmen die neuen, gibt es auch keine Fußnote – wenn in Grimms Märchen von Talern die Rede ist, werden die auch nicht per Fußnote in Euro umgerechnet.

Damals ging man noch essen, nicht weil es zu Hause etwa weniger gut geschmeckt hätte, nein, essen, das war französisches „savoir vivre“, französische Lebensart; das war vor allem Muße, Genuss und Unterhaltung – kein Mittagessen unter zwei Stunden, bitteschön! Da wurde nicht viel gegessen, sondern langsam, und zwischendurch palaverte man über Gott und die Welt, die Nachbarn, die Neuigkeiten des Tages, alles eben. Vor allem war man offen. Wer wollte konnte mitmischen, auch über zwei Tische und sämtliche Nationalitäten hinweg.

„Time is money?“ Nie gehört, das konnte ja nur so ein amerikanischer Schwachsinn sein. Ist es auch, wie wir heute wissen. Nein, Zeit ist Leben – und das wollte man genießen. Kein Wunder, dass sich so mancher Ausländer unsterblich in La France verliebt hat.

Nun gut, keine Nostalgie pur, da beschlagen die Brillen immer ganz rosa. So zwischen zwei und drei Uhr nachmittags musste man manchmal mit einem Hechtsprung sein Leben retten, wenn der Mittagswein am Steuer seine Kapriolen drehte. Die meisten Franzosen schienen überzeugt davon zu sein, erst ab ein paar Aperitifs und mindestens einer Flasche Rotwein, das gehörte eben zum Mittagessen, richtig fahren zu können. Und damit der Alkohol auch gleich ins Blut gelangte, kam nach der Mahlzeit noch ein Espresso nebst „pousse café“, ein hochprozentiger Kaffeeschieber, oben drauf. Die Polizei drückte beide Augen zu, die hatten ja auch gerade zu Mittag gegessen ... und getrunken.

Die öffentlichen Klos, vor allem im Süden Frankreichs, waren Zeitmaschinen, die einen in mittelalterliche Kloaken zurück katapultierten.

Global – unser Lieblingswort heute – bemühte sich die Entente (die früheren Alliierten, also Franzosen, Engländer und Amerikaner), mit Atomversuchen die Südsee nebst Erdatmosphäre radioaktiv zu verstrahlen. Nein, es war längst nicht alles Gold was da glänzte.

Aber ... in Paris saßen die Clochards noch ungestört von lärmenden Abgasduschen, den späteren „Expressways“, an den – noch – malerischen Quais de la Seine oder unter deren schattigen Brücken, und wenn man die Wellblech 2CV ausschweifend vor Betrands Bar au Tabac parkte, sich auf den Gartenstühlen niederließ und bei dem Geruch von frischem Sägemehl (statt Bohnerwachs oder Chlorreiniger), Espresso und Gitanes (filterlose Zigaretten) einen Pastis (Anisschnaps) bestellte, dann, ja, dann war die Welt zumindest dort noch in Ordnung.

Gut, nun sind wir soweit ... Korsika, die Meute kommt!

## Korsika zum halben Preis



André gähnte, dass ihm die Kinnbacken knackten. Eine Weile noch hielt er die Augen geschlossen, räkelte sich stöhnend vor Behagen und zog genießerisch die frische Seeluft in seine edlen, aber krummen Nüstern. Durch die Augenlider hindurch empfand er die stechende Helligkeit dieses herrlichen Tages, auf den mageren, braunen Backen fühlte er die sengende Sonne und unter den offenen Händen spürte er die angenehme, vertraute Rauheit seiner Reisedecke, die ihn nun schon fast zwei Jahre auf allen seinen Fahrten begleitete.

Zögernd öffnete er die Augen, schloss sie aber gleich wieder, denn das grelle Licht schmerzte wie Zwiebelsaft. Unter seinen dichten Wimpern blinzelte er vorsichtig in den glasig blauen Himmel, lauschte auf das gleichmäßige Tuckern des Dieselmotors und auf das Plätschern der Bugwelle, gähnte abermals, reckte die Arme hoch über den Kopf, ballte die Fäuste und ließ sie mit Schwung seitwärts fallen.

Die rechte Faust traf den fest schlafenden René direkt über dem Ohr. Mit einem Schmerzensschrei war der Junge auf den Beinen, rieb sich die getroffene Stelle, rollte die Augen und schimpfte. Ein Sturzbach von Beschimpfungen sprudelte auf André herunter, der sich völlig verdattert aufgesetzt hatte und nun mit weit offenem Mund seinen alten Freund und Widersacher anstarrte.

„Trampeltier! Hat die Welt Töne? Bist du tollwütig, du schwächliche Spargelstange? Das fängt ja gut an. Verrückt warst du ja schon immer, aber nun wirst du auch noch gemeingefährlich, was? Mit so'nem überkandidelten Spinner, der auskeilt wie'n bössartiger Gaul, muss ich zusammenarbeiten!“

„Aber René“, säuselte André. „Es war doch ein Versehen, und ich bitte dich vielmals um Entschuldigung! Es war quasi gewissermaßen ein Unfall ...“

„Hör auf“, schnaubte René, schon nicht mehr ganz so aufgebracht, was André erleichtert feststellte.

„Versehen, Unfall – pff! Halt‘ deine dämlichen Pfoten bei dir, oder ich bringe dein holziges Gerippe schauerlich in Unordnung! Mann, ich bin der friedlichste Mensch, den ich kenne, aber du hast nun mal ein Talent, mich auf die Palme zu bringen, das ist bewundernswürdig!“ Mit diesen Worten ließ sich René von neuem auf seiner Decke nieder und kehrte seinem Freund und Geschäftspartner den breiten Rücken zu. Grollend zog das Gewitter ab.

„Dressierter Affe! Hätt‘ ich den Kerl doch nie gesehen!“ Er seufzte, schloss die Augen und schlief sofort wieder ein.

Auch André seufzte, während sein Blick abschätzig über die neben ihm liegende Gestalt glitt. Diese borstigen, dunkelroten Haare, diese gedrungene, muskelbepackte Boxerfigur und diese groben, kurzfingerigen Fäuste konnten nur einem ungehobelten, ungebildeten Menschen gehören. Mit so einem Kerl stritt man nicht, so einen ertrug man mit Fassung. Das war man seiner Bildung schuldig. Seine Mundwinkel senkten sich, sein Gesicht nahm einen sehr leidenden Ausdruck an. Würdevoll wandte er sich ab. Sein Blick glitt am Ladebaum entlang nach hinten und fiel auf das winzige Ruderhaus. Hatte der Steuermann die entwürdigende Szene etwa beobachtet? Nein, offensichtlich nicht; er schaute unbeteiligt und etwas stumpfsinnig in die Ferne.

André stand auf, nahm aus seiner Aktentasche, die ihm während der Nacht als Kopfkissen gedient hatte, einen uralten, stark zerlesenen Reiseführer von Korsika sowie eine Sonnenbrille, und kletterte steifbeinig auf die etwas erhöhte Back. Vor dem Ankerspill ließ er sich nieder und setzte die Sonnenbrille auf. Zufrieden blickte er sich um. Der Platz an der vorderen Spitze des Bootes gefiel ihm. Hier würde ihn niemand stören; hier hatte er einen herrlichen Blick auf das Meer. Rechts im Hintergrund, und schon beachtlich weit entfernt, waren die dunklen Zackenlinien des französischen Küstengebirges zu sehen. Irgendwo dort, in St. Raphael, waren sie gestern Abend abgefahren. Auf der linken Seite war schon das Cap Corse zu sehen, die nördlichste Spitze Korsikas. Der Schiffverkehr war nicht gerade lebhaft, fand er. Nicht weit voraus und anscheinend auf gleichem Kurs fuhr noch ein Motorschiff, und ganz hinten am Horizont zuckte ein schnittiges, flaches Fahrzeug hin und her. Vielleicht ein Kriegsschiff, ging es André durch den Kopf, der an die Schnellboote und Zerstörer erinnert wurde, die er einmal in Toulon gesehen hatte. Er schlug den Reiseführer auf und las.

„Korsika hat einen Flächeninhalt von 8722 Quadratkilometern, und ist nach Sizilien, Sardinien und Zypern die viertgrößte Insel des Mittelmeeres: 183 km lang, maximal 84 km breit. Küstenlänge etwa 460 km. Die kürzeste Entfernung nach Frankreich beträgt 180 km, nach Italien 84 km. Zwischen Korsika und der italienischen Insel Sardinien liegt die 12 km breite Straße von Bonifacio. Das Land ist sehr gebirgig (Granit, Porphyre), der höchste Berg ist der Monte Canto (2702 Meter). Die klimatischen Bedingungen sind sehr unterschied-